

Sengerhausen. Zug im Tunnel...
Sengerhausen. Schwere Folgen eines Zusammenstoßes...

Salle a. d. S. Schlägerei in der Herberge...
Gaisa a. d. S. Wirtshaus mit Schießplatz...

Heihen (Kreis Weidenfels). Selbstmord wegen 10 Mar....

Goslar. Qualvolle Ende zweier Pferde...
Goslar. Opfer ausströmender Kohlenläge...

Meinigen. Aus dem dritten Stockwerk gestürzt...
Eisenach. Erste Bräutelehre in Deutschland...

Auburg. Verführerisches Kinostück...
Baden. Seit dieser Zeit wohnt Claus Raden nicht mehr...

Wie Carla nach diesem Erleben nach Hause gekommen war...
Ihre erste Frage hatte dem Gatten geollten.

„Was treibst du da?“ fragte Carla, als sie heran trat...
„Das tatest du doch bisher nicht mehr. Du wirst doch nicht wieder...“

„Er nicht nur...“
„Da war ich still...“

„Ich muß doch, Carla!“ — Sei vernünftig...
„Das tatest du doch bisher nicht mehr...“

„Ganz nahe seinem Gesicht lagte sie...“
„Wenn er doch etwas hätte von dir, nur einen Hauch...“

„Ganz nahe seinem Gesicht lagte sie...“
„Wenn er doch etwas hätte von dir, nur einen Hauch...“

„Ganz nahe seinem Gesicht lagte sie...“
„Wenn er doch etwas hätte von dir, nur einen Hauch...“

„Ganz nahe seinem Gesicht lagte sie...“
„Wenn er doch etwas hätte von dir, nur einen Hauch...“

„Ganz nahe seinem Gesicht lagte sie...“
„Wenn er doch etwas hätte von dir, nur einen Hauch...“

„Ganz nahe seinem Gesicht lagte sie...“
„Wenn er doch etwas hätte von dir, nur einen Hauch...“

„Ganz nahe seinem Gesicht lagte sie...“
„Wenn er doch etwas hätte von dir, nur einen Hauch...“

„Ganz nahe seinem Gesicht lagte sie...“
„Wenn er doch etwas hätte von dir, nur einen Hauch...“

„Ganz nahe seinem Gesicht lagte sie...“
„Wenn er doch etwas hätte von dir, nur einen Hauch...“

„Ganz nahe seinem Gesicht lagte sie...“
„Wenn er doch etwas hätte von dir, nur einen Hauch...“

Leipzig. Infolge Arbeitsüberlegung der Werksstättenarbeiter...
Untertrag eines deutschen Dampfers.

Wirtschaftlicher Wochenbericht...
Die Gesamtaufgabenstellung für 1928 schließt mit einem...

Die Gesamtaufgabenstellung für 1928 schließt mit einem...
Die Gesamtaufgabenstellung für 1928 schließt mit einem...

Die Gesamtaufgabenstellung für 1928 schließt mit einem...
Die Gesamtaufgabenstellung für 1928 schließt mit einem...

Die Gesamtaufgabenstellung für 1928 schließt mit einem...
Die Gesamtaufgabenstellung für 1928 schließt mit einem...

Die Gesamtaufgabenstellung für 1928 schließt mit einem...
Die Gesamtaufgabenstellung für 1928 schließt mit einem...

Die Gesamtaufgabenstellung für 1928 schließt mit einem...
Die Gesamtaufgabenstellung für 1928 schließt mit einem...

Die Gesamtaufgabenstellung für 1928 schließt mit einem...
Die Gesamtaufgabenstellung für 1928 schließt mit einem...

Die Gesamtaufgabenstellung für 1928 schließt mit einem...
Die Gesamtaufgabenstellung für 1928 schließt mit einem...

Die Gesamtaufgabenstellung für 1928 schließt mit einem...
Die Gesamtaufgabenstellung für 1928 schließt mit einem...

Die Gesamtaufgabenstellung für 1928 schließt mit einem...
Die Gesamtaufgabenstellung für 1928 schließt mit einem...

Die Gesamtaufgabenstellung für 1928 schließt mit einem...
Die Gesamtaufgabenstellung für 1928 schließt mit einem...

Die Gesamtaufgabenstellung für 1928 schließt mit einem...
Die Gesamtaufgabenstellung für 1928 schließt mit einem...

Die Gesamtaufgabenstellung für 1928 schließt mit einem...
Die Gesamtaufgabenstellung für 1928 schließt mit einem...

Die Gesamtaufgabenstellung für 1928 schließt mit einem...
Die Gesamtaufgabenstellung für 1928 schließt mit einem...

Die Gesamtaufgabenstellung für 1928 schließt mit einem...
Die Gesamtaufgabenstellung für 1928 schließt mit einem...

Die Gesamtaufgabenstellung für 1928 schließt mit einem...
Die Gesamtaufgabenstellung für 1928 schließt mit einem...

Die Gesamtaufgabenstellung für 1928 schließt mit einem...
Die Gesamtaufgabenstellung für 1928 schließt mit einem...

hauften einen erheblichen Umfang an. — Am Devisenmarkt hatten...
Urteil im Strafanfallsprozess.

Urteil im Strafanfallsprozess...
Festern wurde das Urteil gesprochen. Von den angeklagten...

Der Berliner Bankraub...
Bisher keine Spur der Berliner.

Die polizeilichen Untersuchungen über den Bankraub...
Der Berliner Bankraub.

Die polizeilichen Untersuchungen über den Bankraub...
Der Berliner Bankraub.

Die polizeilichen Untersuchungen über den Bankraub...
Der Berliner Bankraub.

Die polizeilichen Untersuchungen über den Bankraub...
Der Berliner Bankraub.

Die polizeilichen Untersuchungen über den Bankraub...
Der Berliner Bankraub.

Die polizeilichen Untersuchungen über den Bankraub...
Der Berliner Bankraub.

Die polizeilichen Untersuchungen über den Bankraub...
Der Berliner Bankraub.

Die polizeilichen Untersuchungen über den Bankraub...
Der Berliner Bankraub.

Die polizeilichen Untersuchungen über den Bankraub...
Der Berliner Bankraub.

Die polizeilichen Untersuchungen über den Bankraub...
Der Berliner Bankraub.

Die polizeilichen Untersuchungen über den Bankraub...
Der Berliner Bankraub.

Die polizeilichen Untersuchungen über den Bankraub...
Der Berliner Bankraub.

Die polizeilichen Untersuchungen über den Bankraub...
Der Berliner Bankraub.

Die polizeilichen Untersuchungen über den Bankraub...
Der Berliner Bankraub.

Die polizeilichen Untersuchungen über den Bankraub...
Der Berliner Bankraub.

Das Leben im Wort

Nr. 5



Unterhaltungsbeilage



1929

Der Wettlauf mit dem Glück

Roman von Bert Hey

(Nachdruck verboten)

(Erste Fortsetzung.)

Gestrieb ich in der Pantry das Gestell für die Essig- und Seltflaschen mit dem Lederlappen blank. — Wir waren in der Nordsee, und die „Maria Salzmann“ ging wiegend wie eine Schaukel. — Seekrank? — Natürlich wurde ich krank, aber ich hätte nicht gewagt, es mir anmerken zu lassen. — Arbeit ist ein gutes Mittel gegen die Seekrankheit. —

Mit ganz eigenartigem Empfinden stand ich und sah hinaus auf die blauen Wogen, auf denen die Nachmittags-sonne spielte. Weit hinten sanken die runden Kluppen und Zementmauern der Sperrforts hinter dem Horizont weg.

Der letzte Gruß Europas. Was dann noch kam, würden höchstens fernblinkende Lichter sein oder ein nebelhaft verschwommener Küstenstrich weit draußen über der See.

Nie mehr zurück. Ich schied mit dem Empfinden eines Menschen, der den Schauplatz eines Mißerfolges verläßt — weil er sich schämt. — Ich war fest entschlossen, nicht an Bord zu bleiben.

Wunderbar, wie schnell sich ein Mensch an veränderte Verhältnisse gewöhnen kann, wenn er sich Mühe gibt, nicht mehr an das Vergangene zu denken.

Ich wollte vergessen, wollte ein anderer werden. Der Mensch, der ich früher gewesen, war tot. Ich suchte mir einzubilden, daß ich ein anderer sei, einer, der unbeschwert von Besitz und Erinnerung in die Welt hinausfuhr, sich ein neues Leben zu zimmern. — Aber nicht immer schwieg das Vergangene. — Als die englische Küste wie ein weißblauer Wolkenstrich über der Ferne schwebte, hörte ich es in mir flüstern: „Du kannst Europa nie entgehen, dein Vaterland liegt dort.“ — Die „Maria Salzmann“ schaukelte auf dem dreißigsten Breitengrade, hat der zweite Offizier heute beim Mittagessen gesagt. — Europa liegt hinter uns, und alles, was dazu gehört, ist abgetan! — Die neue Welt — —

Es gibt nur Wasser, das unter einem trüben, wolfigen Nachthimmel rollt, ohne Ziel, ohne Bahn, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Es gibt nur dieses Meer und den Nachthimmel, nichts weiter. Dazwischen hängt ein Schiff, ein winzig kleines Schiff, dessen Schrauben polternd sich drehen. Warum bin ich hier? —

Und bin ich hier? Träume ich nicht nur? Liege ich nicht in Kabinenzimmer im alten Herrenhause, vor dessen Fenster die Eichen im Nachwind flüstern? Werde ich nicht erwachen? Wird nicht die Sonne strahlen und der Luftfcher

den „Strupp“, den braunen Pony, an der Treppe vorführen? — Acht helle, klingende Glockenschläge tönen vom Vorschiff her durch die Stille. Die Wache wird abgelöst „Auf der Back ist alles wohl,“ kommt singend eine Stimme an mein Ohr.

Zischend klingt der Ruf der Pfeife aus dem Sprachrohr von der Brücke zu mir herab. Das Maschinenpersonal meldet. — „Wohl, wohl,“ antwortet der zweite Offizier der beim Rudermann steht.

Seltfam, die Nächte in des Meeres Unendlichkeit — —

*

Wie eine ferne Wolkenbank liegt es vor uns über dem Meere. — Amerika! — Das Neuland, in das jahrhundertelang aus dem alten Europa der Strom der Zusammengebrochenen gestutet war.

Das Land, nach dem die Leute zogen, die gegen die Vorschrift verstießen, die Aberglaube und Borurteil errichtet. Der große Kessel, in den man die Schuldigen warf, die das Verbrechen begangen hatten, nicht in das Schema zu passen.

Und die sich hier ein kraftvolles, wohlgeordnetes Staatswesen errichtet hatten, von dessen Stärke und Reichtum das alte, morsche Mutterland allein noch geht, um sein Dasein zu fristen.

Sollte hier nicht auch für mich — —?

Ich war voller Hoffnungen.

Der Lotse kam an Bord. Es ging in den Hafen hinein.

So mag es den Kreuzfahrern zumute gewesen sein, wenn sie nach Kampf

und Mühe endlich zum ersten Male den Fuß auf den steinigten Boden des heiligen Landes setzen konnten, wie mir beim Einlaufen in den Hafen von Halifax. — Wir lagen am Pier. — „Ich möchte gern Vorschuß haben. Mein Geld ist knapp, und ich wollte heute abend an Land gehen.“

Der erste Offizier sah in seiner Liste nach. „Du hast in Hamburg nichts erhalten?“ — „Nein.“

„Dann geht es wohl. Aber, mein Junge, betrinke dich nicht, sonst geht's dir schlecht!“

Ich sah nicht auf. „Kanada ist doch trocken, denke ich, so wie die Staaten —“

Er lachte. „Natürlich ist es trocken, aber deshalb wird es doch Gin geben.“



Er ging in ein Kellertrotal, über dessen Tür ein goldener Anker funktelte. Bald sahen zwei Männer mit ihm am Tisch.

Du warst bei mir . . .

Don F. van Bergen

Da kamst du. Deine Augen sangen ein grünes, jubelhelles Lied, und deine blonden Haare sprangen, wie wenn ein Feuer Funken sprüht.

Du kamst und bliebst und gabst den Tagen den zauberhaften roten Schein; — in deinen Augen glomm ein Fragen, es losch — und glomm, wenn du allein.

Du warst bei mir und gingst von dannen. — Grell strich ein Weinen durch den Raum, und deine leeren Augen sannnen wie über einem fernem Traum.

Mit einem englischen Pfund ging ich an Land. Ich lief durch die Straßen, ich sah, ich hörte nichts; nur e i n Gedanke erfüllte mich: Du bist am Ziel! Nicht einen Cent habe ich ausgegeben. Abends war ich an Bord. Nur schlafen konnte ich nicht. Ich überzählte in der Kojje meine Barschaft. Es würde reichen für den Anfang. Vielleicht war es möglich, einen zweiten Vorschuß zu erlangen?

Mit der „Maria Salzmann“ ging ich sicher nicht wieder in See. —

Das Schiff war fertig mit Löschen und Laden. Die erste Luke war bereits zugeschlagen. Im Hinterchiff sollten morgen früh noch einige Frachtlücke eingenommen werden. Morgen mittag, hatte der Kapitän gesagt, würden wir anlaufen.

Ich stand vor dem ersten Offizier. „Kann ich noch einen Vorschuß haben?“

„Ausgeschlossen! Du willst wohl mit Schulden heimkommen?“

Ich bat, ich redete von meiner Ausrüstung, die ich ergänzen wollte.

Zuletzt gab er nach, reichte mir eine zweite Pfundnote. Eine Viertelstunde später war ich in der Stadt.

Es galt nur, sich zu verbergen bis morgen nachmittag. Dann war das Schiff fort — und ich in Sicherheit.

Ich war im Park, hatte lange im Dunkelwerden auf einer Bank gesessen.

Bis mich ein Polizist zu mustern begann, da ging ich weiter.

Die ganze Nacht bin ich gelaufen; ich glaube, ich hätte keinen Platz entdecken können, an dem ich Ruhe fand.

Meine Pulse hämmerten wie im Fieber. Immer kürzer wurden die Fristen, in denen ich die Uhr zog und nachsah, ob es noch immer nicht Tag werden wollte. Es war, als wären die Zeiger festgenagelt, sie ging nicht weiter. Ich verglich mit der Uhr am Bahnhofe.

Wirklich erst vier!

Meine Taschenuhr, es war noch immer die schwere, goldene, die mir damals mein Vater geschenkt, als ich das Examen bestanden, ging völlig richtig.

Endlos waren die Stunden. Ich mied ängstlich die Gegend des Hafens, lief ruhelos — —

Die Sonne stand tief, als ich mich entschloß, nach dem Pier zu gehen.

Die Stelle, an der die „Maria Salzmann“ gelegen hatte, war leer.

Ein großer Dampfer mit spanischer Flagge wurde herangeschleppt.

Frei! Endlich frei und los, im Lande meiner Sehnsucht!

Das Leben lag offen vor mir — —

Nun ja, bei der Hafenz Polizei würde Kapitän Maazsen seinen entlaufenen Steward wohl angemeldet haben. Aber mußte ich denn ausgerechnet d e r in die Hände kommen?

Jetzt konnte ich wieder lachen, richtig lachen, wie gewiß seit meiner Abreise aus der Heimat nicht mehr.

Langsam, genießerisch schlenderte ich durch die Straßen. Ich war frei, hatte Geld, konnte mich nötigenfalls mit Papieren aus Deutschland ausweisen. Was hätte mich Arges treffen sollen?

Nie hatte die Sonne so über den Wellen gestimmert, nie hatte der Frühlingshimmel so blau gestrahlt, nie war mir das Glück, jung und unabhängig zu sein, so zum Bewußtsein gekommen wie am Pier in Halifax.

Vielleicht war ich früher nie unabhängig?

Wirklich frei ist nur der, der all das Seine bei sich trägt.

Aber h u n g r i g war ich. Gestern hatte ich fast nichts gegessen; dann die Nacht mit ihrem ruhelosen Umherirren —

Ein Blick auf meine reduzierte Kleidung, und entschlossen stieg ich die Stufen hinab nach einem Kellerlokal, über dessen Tür ein goldener Anker funkelte.

Für heute wollte ich noch in dieser Umgebung bleiben. Morgen, wenn ich mich neu eingekleidet haben würde, dann fing das n e u e Leben an.

Das Riesen-Steak schmeckte vorzüglich. Die Schwarzhaarige, wohl das Schenk mädchen oder auch der gichtischen Alten Tochter, kniff das Auge zu.

„Wünschen Sie einen drink?“

„Es gibt doch nur — —“

„Wir haben einen sehr guten drink, mein Herr.“

„Der damit!“

Es war ein weites Glas, und der Inhalt schien in der Hauptsache aus starkem Whisky zu bestehen. Als ich mir ein neues Glas bestellte, setzten sich zwei Männer an meinen Tisch.

Der eine war ein Deutscher, er stammte aus Baden. Wie er erzählte, hatte er wohl schon so ziemlich alle Weltteile bereist.

Die Vorschule im Lagerschuppen kam mir zustatten, wir unterhielten uns prächtig.

Wir redeten Deutsch und Englisch durcheinander, tranken weiter von dem drink, der mich allmählich in immer gehobenerer Stimmung brachte. (Fortsetz. folgt.)

Die Lehrerin

Kurzgeschichte von Christel Broehl-Dehaes.

Im vereinsamten, ganz still gewordenen Klassenzimmer stand Fräulein Werbrint an einem der Fenster, das geöffnet war, und verkrampfte mühsam die Hände. Draußen lockte klar und durchsichtig ein Tag, wie man ihn lange nicht erlebt hatte: Sonne hüllte alles Grane und Leblose wie in rosene Gewänder, und Adele Werbrints Gedanken waren den ganzen Morgen hindurch zwischen dem Unterricht einem Mittagspaziergang entgegengesogen, auf den sie sich unendlich gefreut hatte. Aber damit war es aus. Wieder, wie so häufig, mußte Eveline Irwin „nachsehen“. Es war rein zum Verzweifeln mit diesem Kind. Früher wenigstens eines der mittelmäßigen, sank es jetzt von Quartal zu Quartal. Keine Schülerin brachte derartig gewollt nachlässige Arbeiten zur Schule. Heute gar hatte es Eveline nicht einmal für nötig gehalten, ihre Hausaufgabe, einen Aufsatz für die Deutschstunde, abzuliefern. Sie mußte ihn jetzt nachschreiben und verdarb der Lehrerin den ersehnten, hellen Sonntag. Fräulein Werbrint war ehrlich enttäuscht und verstimmt. Sonderbar. Sie hatte eigentlich viel zu viel Nachsicht gehabt. Sie hätte den Vater einmal herbitten müssen, hätte Mahnungen verordnen sollen — warum tat sie es nicht bei diesem Kinde? Warum hatte sie es nicht getan? Weil sie eine — Sympathie hegte für dieses unordentliche, tropige, kleine Geschöpf, weil — — — Aber nein, das war jetzt zu Ende. Ihr Verschweigen schadete dem Kinde, schadete der Lehrerin und trug ihr vielleicht gar heute schon Verzeihe ein. Nein, sie mußte über Eveline Irwin bei der nächsten Konferenz energisch schelten!

Adele Werbrint wandte sich vom Fenster ab, ließ mit einem kleinen Seufzer den Fensterplatz und begab sich zum Pult, um schon einige Hefte ihrer Schülerinnen durchzusehen. Dabei streifte ihr Blick die Gestalt. Hatte sie geglaubt, Eveline benage den wirren Blondtopf über das Fest und male heftig Buchstaben auf Buchstaben zum gehaltvollen Aufsatz? Hatte sie das wirklich geglaubt?

Eveline sah da, den hellen Kopf hoch erhoben, die Blicke fest auf die Lehrerin geheftet, saß da, als habe sie so Fräulein Wer-

brink nachgestarrt wärend all der Zeit, da diese am Fenster gestanden.

„Eveline!“ rief Adele Merbrink fast zu streng. „Was hast du bis jetzt geschrieben? Ich fürchte — nichts!“ Das Kind erhob sich in seiner Bank mit blutrotem Kopf. Seine Finger zitterten so stark, daß sie die Tinte auf dem weißen Papier verwischten; als es das bemerkte, wurde es noch verstörter. Sah Adele Merbrink das nicht? Sie riß zornig, rüchichtslos das Heft unter den zitternden Kinderfingern hervor und mühte sich, aus dem Verschmierten die Säge herauszufinden. Sie las:

„Das Heim.
Das Heim ist das Haus, in dem wir wohnen. Wir schlafen darin und essen auch da, aber es ist nichts Schönes. Der Papa hat ewig keine Zeit, und Mamas schönes Bild im Herrenzimmer hat immer einen schwarzen Flor, das macht so traurig. Wenn Papa nicht zum Essen mittags heimkommt, kocht Amalie nicht. Ich habe immer solchen Hunger, wenn ich aus der Schule komme, aber das versteht Amalie nicht, und sie setzt mir schnell Kaffee und Butterbrot vor, was ich nicht gern mag, denn ich habe es dann auch schon um 10 Uhr in der Schule gegessen. Ich muß auch immer schnell essen, weil Amalie immer Besuch in der Küche hat und nicht mag, daß ich dabei bin. Dann gehe ich auf die Straße und spiele, und dann möchte ich am liebsten nie heimgehen — —“

Das war Evelines Aufsatz. Und diese Tragödie eines vereinsamten Kindes überrückte mild und barmherzig Tintenschreiber, das jährige Fräulein verurteilt hatten.

Fräulein Merbrink schaute auf. In ihren Augen stand etwas Mitleidiges, etwas, das Eveline noch nie bei ihr gesehen hatte. Und ihre Stimme war sehr, sehr belegt, als sie fragte:

„Ist das wahr?“ Und nach einem ängstlichen Nicken des Kindes: „Belaßt du dich denn nie bei deinem Vater?“

„Nein!“ erwiderte Eveline erstaunt. „Vater würde Amalie wegschicken, wie so viele andere, und dann wäre es noch schlimmer. Dann müßte ich ganz allein im Hause schlafen, denn Vater ist immer fort . . . fast immer . . .“

„Und heute?“
„Heute?“ Das Kind warf sich vornüber auf die Bank und schluchzte auf. „Ich möchte am liebsten immer nachsehen — — hier bei Ihnen!“

Selbst hilflos stand Fräulein Merbrink hinter der Bank und sah auf den schwächlichen, kleinen Mädchenkörper herab. Dann hoben sich ihre Finger, strichen einmal, zweimal, dreimal, heimlich, dann mit jähem, mitleidiger Zärtlichkeit über den hellen, zarten Mondkopf. Das Weinen verstummte. Der Kinderkörper bäumte sich auf, warf sich herum und schlang beide Arme heiß und leidenschaftlich um Adele Merbrinks Hals. Ganz nah, wie schützend, preßte sich das ganze, arme, kleine, verwaisete Sein an die Brust der Lehrerin, unbewußt die Artverwandte, die Seele der Mutter suchend.

Ganz still stand Fräulein Merbrink und hielt das zuckende, wilde Körperchen in den Armen, und ihr Mund berührte den Scheitel des Kindes, und sie fand Worte, weiche, stille, unendlich trostvolle Worte. Dann nahm sie sacht Evelines Arme herab, setzte sich wie ein kleines Schulumädchen zu ihr in die Bank hinein und fragte. Ach, wieviel fragte Fräulein Merbrink, und wieviel Antwort kam ihr aus dem übervollen, ausgefüllten Kindessinnern. Sie erfuhr viel, sehr viel, und es trieb ihr Tränen in die Augen. Niemand hatte sich je um Evelines Aufgaben gekümmert. Die Lust am Lernen war dem Kinde im sonnenlosen Heim vergangen. Seine kleine Seele hatte sich verschlossen, war trostig, böse und mißtrauisch geworden, und es hatte niemand gewirkt, wie sehr es darbt.

Hell und klar schlug die Schuluhr eine Stunde. Die Stunde des Nachsitzens war vorüber. Fräulein Merbrink ließ das Kind aus den Armen und sagte kurz: „Lege deine Sachen jetzt zusammen. Du kannst mit mir gehen!“

„Du kannst mit mir gehen!“ Der kleine Satz jubelte in den sonnigen Tag. Evelines Augen leuchteten. Tapfer und hellmüthiger Schritt sie neben der Lehrerin her, gab artige Antworten und verstärkte so unbewußt immer mehr den Vorwurf, den Adele Merbrink sich machte, nicht mehr auf dieses Kind acht gegeben zu haben. Es fügte sich dann auch wie selbstverständlich, daß Adele Merbrink das Kind mitnahm in ihre Wohnung, daß sie es stillschweigend zum Tisch schob, daß sie sah, wie es mit heißem Appetit nach den Speisen langte. Nach dem Essen sprach die Lehrerin von der Schule, erklärte manches aus dem heutigen Unterricht noch einmal, wunderte sich dann über des Kindes Auffassungsvermögen und plötzlichen Lernwillen. Wenn Eveline wollte, konnte sie in kurzer Zeit zu den besten gehören. Und sie gehörte dazu. In ihren Augen stand ein anderes Licht, wenn sie im Klassenzimmer saß, wenn Fräulein Merbrink Fragen stellte, wenn sie — die nun allen voraus — als erste den Finger heben durfte. Manche stille Feierstunde

wußte um Rat und Hilfe, die Adele der Schülerin spendete. Nur in einem konnte sie ihr nicht helfen: in Evelines Daheim. Mit peinlicher Sorgfalt bewahrte die Lehrerin jenes Aufsatzbatt auf, und immer wieder las sie die traurigen, erschütternden Worte: das Heim ist das Haus, in dem wir wohnen! Arme Eveline, die nicht mehr über ihr Daheim zu schreiben wußte, als diese nüchterne Erklärung, und die es „nichts Schönes“ nannte. Auch heute noch nicht einmal ging Eveline gern nach Hause. Sie schüttelte sich wie im Frost, wenn jemand zu ihr von Heimgehen sprach. Aber auch das mußte anders werden. Fräulein Merbrink liebte Eveline, und hatte sie eine tüchtige Schülerin aus ihr gemacht, so wollte sie ihr auch zu einem Daheim verhelfen, so gut sie es konnte: sie bat Doktor Irwin in ihre Privatwohnung.

Und es war ein Sonntag wie damals, an dem Eveline den traurigen Aufsatz geschrieben hatte, und heute legte ihn die Lehrerin vor den Vater hin. Er überlegte erregt die Worte, schlang hilflos, ratlos die Finger ineinander. Ueber die Brillengläser tastete der kurzsichtige Blick in Fräulein Merbrinks Gesicht.

„Das ist ja alles furchtbar traurig — — ich habe das nicht gewußt — — ja, seit meine Frau tot ist — — das arme Kind — — Was soll ich aber daran tun? Sie ist ein Personat geben? Bei aller Liebe ist auch das wohl nicht das, was Eveline so heiß ersehnt!“

„Nein!“ sagte Adele Merbrink fest. „Ihr Daheim muß wieder warm sein! Sie müssen sich um ihr Kind kümmern, Sie sind doch sein Vater! Soll das Kind verkümmern ohne Liebe?“

Noch hilflos schaute der Mann.
„Ich habe so gar keine Zeit — mein Beruf — aber —“ ein Döpfungsschimmer belebte seine müden Augen, „meine Frau hat eine ältere Schwester! Wir standen uns nicht gut! Aber — um des Kindes willen wird sie vielleicht doch zu uns kommen — —“

Adele Merbrink erschrak. Sollte sie nun vielleicht dem Kinde geschadet haben? Wenn nun diese Tante, diese fremde, ferngehaltene Tante nicht so gut zu ihr war — —? Fräulein Merbrink vergaß, wie fremd ihr im Grunde der Mann war, mit dem sie die Liebe für sein Kind verband. Leidenschaftlich faßte sie seine Hand.

„Aber eines, Herr Doktor! Keine Repräsentationsfigur! Eine Mutter!“

Er nickte beklommen, aufgerüttelt, dankte herzlich für den guten Rat und empfahl sich, sichtlich froh, sich der unangenehmen Aufgabe entledigt zu haben.

Nach Wochen stürzte Eveline aufgeregter ins Klassenzimmer während der großen Pause; sie wußte, daß Fräulein Merbrink ordnend zurückgeblieben war.

„Tante Annie ist da! Hau, sein ist sie! Und aussehen tut sie wie meine Mutti, ganz genau! Alles ist so schön!“

Stumm ließ Adele Merbrink das glückliche Geplauder über sich hinfließen wie eine junge, sprudelnde Gesundquelle. Und stumm und steif stand sie da, nachdem Eveline längst wieder hinausgewirbelt und ihre Freunde den Mitschülerinnen verriet. Und sie spürte einen ganz kleinen, heißen Schmerz in der Tiefe ihrer Seele, fügte ein Bedauern darüber, nicht mehr allein und uneingeschränkt die Liebe des geliebten Kindes zu besitzen. War das — Eifersucht? Pfui, sie selbst hatte das alles in die Wege geleitet, und nun weidete sie dem Kinde den gelüfteten Ausgang? Nein! Sie wollte glücklich sein, daß jetzt auch Eveline, ihr kleiner, darbeuder Vogel, glücklich wurde. Und sie durchlitt auch das, daß Eveline sich entschuldigte, wenn Fräulein Merbrink sie bat, ein Stückchen mitzugehen, wieder einmal einen Nachmittag mit ihr zu wandern, wieder einmal den Tee bei ihr zu trinken. Ihre ganze einsame Liebe fettete sich an das Kind, das ihr nicht mehr gehörte. Gänzlich unpädagogisch ersuchte die Lehrerin noch einmal, ach, ein einziges Mal, eine Nachsitzstunde. Aber die gab es nicht mehr. Eveline blieb nach wie vor Erste der Klasse. Und es gab bald keine Minute mehr, die Fräulein Merbrink mit dem Kinde allein ließ.

Aber trotzdem kam das Glück wieder. Tante Annie mußte eine wunderbare, herrliche, uneigennütige Mutter sein, mußte alle kleinen und großen Leiden und Freuden herzlich mit dem Kinde teilen, erzog es zu einem geraden, einfachen, helläugigen Menschen voller Lebensbejahung und Scharfblick. Sie war so gut, wie Adele Merbrink es nicht besser hätte sein können. Und sie war frei. Sie gehörte Eveline ganz allein, während Adele dreißig Kindern gehörte und für dreißig Seelen verantwortlich war. Das warf in die Dunkelheit, die sich beim Lösösen des Kindes um Adele gebreitet, ein helles, strahlendes Licht: sie konnte vielleicht noch vielen, unendlich vielen jungen, taftenden Menschen zum Halt werden und sich beseligt stützen auf den wunderbaren Gedanken, ganz allein und aus mitterlicher Kraft die ersten Mauern zu Evelines wirklichem Heim nutzlos und selbstlos gebaut zu haben.

Für den Kleingärtner

Ausfaat und Behandlung unserer Frühgemüse im Frühbeet für Freilandkultur. Mit 4 Abbildungen.

Von Gartenbaurdirektor Hans Schulz, Berlin.

Für die Ausfaat im Frühbeetkasten kommen für eine frühe Ernte im Garten fast nur Gemüse in Frage, die auf einem guten mit Stallmist oder Komposterde gedüngten Boden im April und Mai ausgepflanzt werden, das Land muß bis Ende Februar in groben Schollen tief umgegraben werden. Vier Wochen nach dieser Arbeit werden die Flächen je 10 qm mit 600 g Thomasmehl und 100 g 40prozentigem Kalidüngesalz bestreut und alsbald eingearbeitet. Die gesamte Winterhälfte tauen in diesen Boden eindringen, alle Nährstoffe gleichmäßig zersetzen, der Frost vernichtet Schädlinge, macht den Boden mürbe und kulturfähig. Vor allem darf man Thomasmehl und Kali für alle Gemüse niemals vergessen. Durch Thomasmehl erhöhen wir die Fruchtbarkeit und erzielen eine frühere Reife bzw. Ernte, das Kali bringt kräftiges, wohl ausgebildetes Gemüse, beide Düngemittel zusammen erzeugen Gemüse von bester Schmachthaftigkeit und Zartheit nach dem Kochen. Den Stickstoff, je qm 25 g Leunaspeter, streuen wir vier Wochen nach dem Pflanzen als Kopfdüngung vorsichtig auf die Erdoberfläche, ohne die Blätter zu treffen, alsbaldiges Einhacken und Ueberbrausen mit reinem Wasser ist erforderlich. Bereiten wir das Land so vor, dann erzielen wir auch hohe Ernten, wenn wir nachfolgende Winke beachten. Der Januar ist der beste Monat zur Bestellung des Samens. Damit nicht zuviel bestellt wird, lasse ich eine genaue Gewichtsmengen- und Kornrechnung folgen.

Von größter Wichtigkeit ist das Beizen des Samens. In den letzten Jahrzehnten sind Pilzkrankheiten aller Art aufgetreten, die oft ganze Ernten vernichten. Unsere in Deutschland so hochschende Chemie hat aber Trockenbeizen zusammen gestellt, die alle Krankheitskeime vernichten. Wir schütten Samen und Beize in eine Büchse, schüttele dann 4-5 Minuten gründlich durcheinander, damit eine sorgfältige Durchmischung erfolgt. Für alle Kohlkarten, Salat, Kohlrabi gegen Wurzelfäulnis und Wurzelbrand $\frac{1}{2}$ g Beize auf 100 g Samen. Bei Sellerie, Tomaten gegen Blattfleckenkrankheit dieselben Mengen. — Mitte bis Ende Februar, je nach der Witterung, werden die Frühbeete mit warmem Pferdebedung vermischt und mit Laub gepackt. Am den Kästen herum macht man noch einen Umschlag von warmem Pferdebedung, der fest angetreten wird. Der Rand des Kastens wird sauber abgeegelt, danach Fenster aufgelegt und mit Strohmatte bedeckt. Nach einigen Tagen beginnt der Mist zu rauchen, es wird nun etwas gelüftet, damit schädliche Dünste abziehen. Am folgenden Tage wird die Bedeckung abgenommen, der Mist festgetreten und etwaige Vertiefungen ausgeglichen. Die Düngeoberfläche wird nun mit der zur Verwendung kommenden Erde 12-15 cm hoch bedeckt. In Frage kommt eine Mischung von 1 Teil durchfränktem und zerriebenem Torfmull, 2 Teilen völlig verweirter, durchsiebter Mistbeet- oder Komposterde, 1 Teil hellen, scharfen Sand. Die Erde muß überall gleiche Höhe haben, richtet sich also nicht nach dem Gefälle der Fenster. Durch wagerechte Packung und Berührung verteilt sich das Gießwasser besser und verhindert Sauerwerden der Erde. Das Ausfüllen erfolgt erst am nächsten Tage, damit die Erde gut durchwärtet. Der Samen wird gleichmäßig und recht dünn verteilt, der Samenstärke entsprechend mit einer Mischung von gesiebtem Sand und Komposterde zu gleichen Teilen bedeckt, mit einem

Brettchen angedrückt und mit einer feinen Brause leicht übersprüht. Bis zum Keimen wird der Kasten dunkel gehalten, bei Notwendigkeit, falls sich Dünste ansammeln, leicht gelüftet. Bei weiterem Gießen sei man recht vorsichtig, nur wenn die Erde grau zu werden beginnt, spritze man in der Mittagszeit, oben am Mistbeetrand stärker als unten. Man hebt das Fenster von der Seite mit der linken Hand auf und gießt mit der rechten Hand. Die Strohmatte wird dann wieder über die Fenster gerollt. Ist der Samen aufgegangen, muß man am Tage sofort lüften, auch werden die Fenster am Tage nicht mehr mit Strohmatte bedeckt. Erlaubt es nur die Witterung und sind die Pflanzen im fortschreitenden Wachstum, wird das Lüften

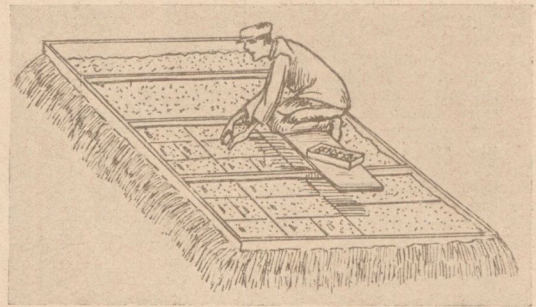
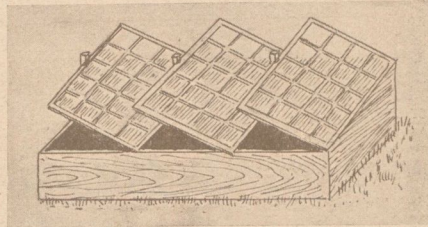


Bild oben: Ausfaat in das mit warmem Pferdebedung gepackte Mistbeet. Um den Kasten herum ein Umschlag aus warmem Pferdebedung. Bild links: Mit zunehmendem Wachstum heben wir das Lüften, der 2. Anbringung entgegen. Sind Nachfröste und Stürme nicht mehr zu befürchten, bleiben die Fenster auch des Nachts so stehen, um eine Abkühlung der Pflanzen zu vermeiden, erst werden die Fenster ganz abgenommen.

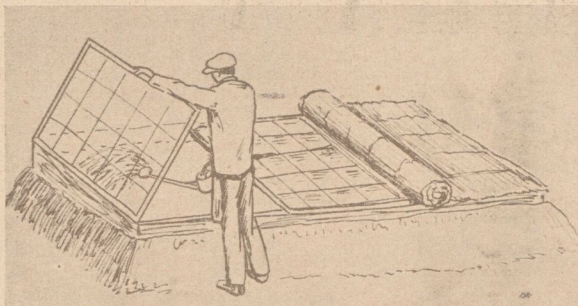


der Fenster erhöht. Luft, Licht und Sonne sind Hauptbedingungen, damit wir keine langen, spärlichen Pflanzen, sondern kräftige, kurzgedrungene erhalten. An warmen Tagen werden die Fenster, falls die Pflanzen gut entwickelt sind, abgenommen, gleichfalls ist ein Abnehmen der Fenster in wärmeren Nächten erforderlich, damit wir abgehärtete Pflanzen erhalten.

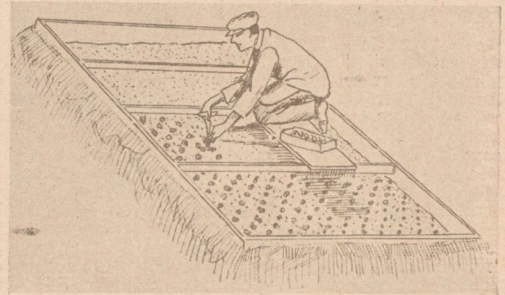
Gewichtsmengen je qm, Kornzahl, Pflanzzeit und Pflanzweite. Weiß-, Rot-, Wirsing-, Blumenkohl 3 g je qm Saatfläche, 1 g Weißkohl enthält 280, Rotkohl 310, Wirsingkohl 350, Blumenkohl 270 Körner. Pflanzzeit April, Weite 40 cm, bei Blumenkohl 50-55 cm. Kohlrabi 3 g, 1 g 250 Körner, Pflanzzeit April, Weite auf 1,20 m breiten Beeten Reihenabstand 18 bis 20 cm. Kopfsalat 2 g, 1 g enthält 800 Körner, Pflanzzeit wie Kohlrabi. Porree 4 g, 1 g enthält 380 Körner, Pflanzzeit Mai, Weite 15-20 cm. Sellerie 1 g 2000 Körner, Pflanzzeit Mai, Weite 40 cm. Tomaten 3-4 g, 1 g enthält 290 Körner, Pflanzzeit Ende Mai, 60-80 cm nach allen Seiten, alsbald an Stäbe zu binden.

Tomaten und Sellerie werden Anfang April, erstere in 8-10, letztere in 5 cm Abstand wieder in einem Mistbeet pikiert. In den ersten Tagen wird etwas schattiert, bei beginnendem Wachstum der Schatten weggelassen, das Lüften nach und nach gesteigert, die Fenster ab 20. April an warmen Tagen entfernt, nur des Nachts aufgelegt, da leichte Fröste zu befürchten sind.

Weitere Auskunft erteilt gern der Autor: Hans Schulz, Berlin W 57, Postfach.



Links: So wird das Fenster aufgehoben und gebräunt. Rechts: Strohdecke als Nachtschutz.



Das Pikieren in ein Mistbeet, z. B. von Sellerie, Tomaten.

Druck der Otto Eisner Buchdruckerei R. G., Berlin S 42. — Verantwortliche Schriftleitung: Ulrich von Neuhoff, Berlin-Wilmersdorf. Beilagen sind (mit Bildvoris) nur an die Schriftleitung Berlin S 42, Dantelstraße 140, zu senden.

Nebraer Anzeiger

Ämtliches Blatt des Magistrats, der Polizeiverwaltung und des Amtsgerichts der Stadt Nebra

Erscheint wöchentlich dreimal: Dienstag, Donnerstag und Sonnabend mit den illustrierten Beilagen:
„Das Leben im Bild“ und „Das Leben im Wort“
Bezugspreis für einen Monat:
Bei der Geschäftsstelle und den Postämtern 1.10 Mk.

Schriftleitung: Wih. Sauer in Koblentz.
Druck, Verlag und Briefadresse: Sauerische Buchdruckerei, Koblentz.
Geschäftsstelle in Nebra: Frau Kaufmann Weis, Markt 34/35.
Fernsprecher: Amt Koblentz Nr. 21. — Postfachkonto: Leipzig Nr. 28332

Anzeigen kosten: die 43 mm breite Millimeterzeile 6 Pf., die 90 mm breite Millimeterzeile im Restmetell 20 Pf. Anzeigenannahme an Drucktagen bis 12 Uhr mittags.
Bankkonten:
Stadtparisse Nebra — Bantvereine Aertn.

Nr 16

Dienstag, den 5. Februar 1929

42. Jahrgang

Der Kellogg-Pakt.

Dr. Stresemann erklärt im Reichstag:
„Einleitung einer neuen Epoche“.

Berlin, 3. Februar.
Bei der ersten Beratung des Vertrages über die Kriegserklärung (Kellogg-Pakt) im Reichstag leitete Reichsaussenminister Dr. Stresemann die Beratungen ein.
Der Minister erklärte, die im Kriegserklärungspakt ausgeprochenen Grundzüge seien durchaus die Grundzüge der deutschen Außenpolitik. Von dem Augenblick an, als bekannt wurde, daß der ursprüngliche Gedanke eines französisch-amerikanischen Friedenspaktes durch den Entschluß der Vereinigten Staaten von Amerika sich umwandelte in den Gedanken eines allgemeinen Weltfriedenspaktes, ist sich die Reichsregierung der Tragweite dieses Vorganges bewußt gewesen. Das große Problem der Herstellung einer internationalen Friedensordnung wurde hier in einer ganz neuen Form angefaßt.

Von den beiden großen Ideen des amerikanischen Patentworts, die Möglichkeit kriegerischer Konflikte auszuschalten und den friedlichen Ausgleich der Gegensätze zwischen den Staaten zu gewährleisten, konnte mit vollem Recht und mit voller Verantwortlichkeit gesagt werden, daß sie die Grundzüge der deutschen Außenpolitik sind.

So hat die Reichsregierung auch nicht gegögert, als erste der beteiligten Regierungen dem amerikanischen Entwurf ohne Vorbehalt zuzustimmen. Der Minister wies die es hauptsächlich darauf, daß die bei feierlichen Unterzeichnung des Paktes vorausgegangenem Verhandlungen dem Vertrag einen Teil seiner Wirksamkeit genommen hätten. Die hohe Bedeutung des Vertrages liegt darin, daß er dem Krieg das nimmt, was ihn so gefährlich macht: seine Rechtsmäßigkeit im Völkerrecht.

Ueber alle Auslegungsfälle hinaus steht doch unumstößlich fest, welche Bedeutung es hat, wenn die in Paris unterzeichneten fünfzehn Regierungen und ihnen folgend die überwiegende Zahl aller anderen Regierungen sich feierlich verpflichten, auf den Krieg als Instrument der nationalen Politik zu verzichten. Wenn die Öffentlichkeit den Vertragsabschluss mit einer gewissen Skepsis versetzt hat, so war das nicht ein Beweis für mangelnden Friedenswillen, sondern nur die Folgen, die sich aus dem Pakt ergeben mußten. Er bedeutet ein Versprechen auf weitere Ausgestaltung der rechtlichen Ordnung des Völkerlebens. In diesem Sinne war auch die erste deutsche Note gehalten.

Die neue Friedensgarantie muß nicht nur der allgemeinen Abrüstung ein wirksames Impuls geben, sondern es müssen auch diejenigen Möglichkeiten gefunden werden, die geeignet sind, Gegensätze der Völkerinteressen auf friedliche, gerechte Weise zum Austrag zu bringen. (Zurück bei den Kommunisten: Heudele!) Das rufen die Kommunisten in dem Augenblick, wo sich Sowjetrussland offiziell um die Beilegung seines Verhältnisses zu diesem Pakt bemüht. Der Minister erklärte zum Schluß, daß der Pakt die Einleitung einer neuen Epoche sein müsse.

Die Aussprache.

Abgeordneter Graf zu Reventlow (Nat.-Soz.) bezeichnete den Kellogg-Pakt als ein Dokument schämevoller Verlogenheit, als einen Vertrag der Völker. Abgeordneter v. Lindener-Wildau (Dnt.) bezieht sich die Stellungnahme seiner Fraktion für die zweite Lesung vor. Abgeordneter Siedler (Komm.) bezieht, daß der Kellogg-Pakt irgendeinen Wert zur Ausschaltung des Krieges habe. Der Kellogg-Pakt wurde dem auswärtigen Ausschuss übergeben.

Präsident Lobe erklärte, daß weitere Redner zu dieser Sache nicht gemeldet seien. Er schloß vor, die nächste Sitzung am Montag, 3 Uhr, abzusuchen und die Fortsetzung der zweiten Beratung der Handwerkerkonvention auf die Tagesordnung zu setzen. Der Vorschlag wurde angenommen.

Kein Ermächtigungsgesetz.

Wie am zukünftigen Stelle mitgeteilt wird, ist entgegen anderslautenden Meldungen bislang in keiner Form und zu keinem Zeitpunkt über ein Ermächtigungsgesetz gesprochen worden. Es wird ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die Regierung nicht daran denkt, dem Reichstag ein Ermächtigungsgesetz vorzulegen.

Antrag Stresemanns in Genf.

Erörterung des Minderheitenschlusses.

Genf, 3. Februar.
Reichsaussenminister Dr. Stresemann hat in einem am Sonnabend früh eingetroffenen Schreiben an den Generalsekretär des Völkerbundes amtlich den Antrag gestellt, auf die Tagesordnung für am 4. März beginnenden



Das Bild zeigt eine Farbkalibrierungstabelle mit einer Rasterstruktur aus farbigen Quadraten und einer Maßlinie unten. Die Tabelle ist mit 'xrite colorchecker CLASSIC' beschriftet.

Konflikt Bayern-Preußen.

Deftige Angriffe Hellds gegen Braun.

Berlin, 2. Februar.

Zwischen Bayern und Preußen ist es zu einem heftigen Konflikt gekommen durch eine Rede, die der bayerische Ministerpräsident Dr. Held vor einem freiesprecherischen Komitee hielt und in der er eine Reihe schwerer Angriffe gegen die preussische Regierung und insbesondere den preussischen Ministerpräsidenten Braun richtete. Die ursprünglichen Ausführungen, die nicht für die breite Öffentlichkeit bestimmt waren, sind jedoch durch eine Indiskretion bekannt geworden.

Offiziell wurde über die Pressesprecherung ein Bericht abgegeben, in dem zwar die heftigen Angriffe etwas gemildert sind, aber dennoch die wesentlichen Gesichtspunkte hervortreten. In diesem Bericht heißt es unter anderem:

Die innerpolitische Lage in Deutschland habe sich infolge der Verschärfung der Streitfragen zwischen dem Reich und den Ländern außerordentlich zuspitzt. Dabei spiele für Bayern die Frage der Bahn- und Volkabfindung und des bayerischen Antheils an der Vertheilung von Reichsmitteln eine besonders wichtige Rolle. Bayern sei ungenügend an Mitteln für die Finanzierung der Bahn- und Volkabfindung, sondern auf Grund der bestehenden Staatsverträge. In der Berliner Konferenz in der vergangenen Woche habe aber der preussische Ministerpräsident den Reichstag, Minister und Beamten des Reiches gemeldet, daß die Länder weder Kapital noch Zinsen bekommen könnten. Außerdem wolle Preußen von einer Volkabfindung an Bayern überhaupt nichts wissen, ja es lade den Forderungen der anderen Länder auch noch dadurch die allergrößten Schwierigkeiten zu machen, daß es vom Reich für durch den Friedensvertrag erlittene Verluste an Posten, Domänen und Anwartschaften auf drei bis vier Milliarden verlangen wolle. Die ganze Lage sei, daß von Vertragstreue und Redemselbstvertrauen, von Treue und Glauben nicht mehr die Rede sein könne und selbst gegenüber liquiden Rechtsansprüchen der Länder der rücksichtslose machtpolitische Standpunkt vertreten werde zu dem Zweck, rascher als durch Verhandlungen zu entscheiden, den Staatsverpflichtungen auszuweichen, zumal ja Preußen als erstes Land mit diesem Mittel vorangehen sei, während es jetzt die Klage beim Staatsgerichtshof als einen unwürdigen Zustand bezeichne und der preussische Ministerpräsident das Wort ausgespreche, gegen das Reich gebe es keinen Vorkrieg.

In der gehaltenen deutschen Rede haben die Ausführungen des bayerischen Ministerpräsidenten Dr. Held das größte Aufsehen erregt und je nach der politischen Einstellung heftigen Widerspruch hervorgerufen. Auch die Münchener Zeitungen haben die Zuspitzung der Lage hervor und äußern die Ansicht, daß die jetzt lebhaft vorwärts, die gefahren sind, der Ende lieber nichts genannt hätten. Die Angriffe hätten sich aber nicht gegen

das Reich oder Preußen gerichtet, sondern nur gegen den verhängnisvollen politischen Mißbrauch, der mit den Machtmitteln und mit dem Namen bedient getrieben werde.

Brauns Antwort an Held.

Zurückweisung der Angriffe.
Berlin, 3. Februar.

Der preussische Ministerpräsident Braun antwortete am Sonnabend in einer Pressesprecherung auf die Erklärungen, die die bayerischen Minister Held, Schmölge und Güntner vor Pressesprechern in München über den Stand der Verhandlungen zwischen Reich und Ländern abgegeben haben.

Ministerpräsident Braun führte aus, daß nachdem die bayerischen Minister sich an die Vereinbarung über die Vertraulichkeit der Verhandlungen nicht gebunden hätten, auch er sie zur Klarstellung der Angelegenheit aufgeben müsse. Zwischen Weihnachten und Neujahr habe ihn der bayerische Ministerpräsident beauftragt, um mit ihm eine Reihe schwebender innerpolitischer Fragen zu besprechen. Als Ergebnis dieser Besprechungen habe im Januar d. J. in Berlin eine Konferenz unter dem Vorsitz des Reichsanwalters stattgefunden, an der Vertreter der Länder und des Reiches teilnahmen.

Nach der ausführlichen Darlegung der Entschädigungsansprüche der Länder an das Reich führte der Ministerpräsident Braun weiter aus, daß in der Konferenz die Vertreter Bayerns verstoßen hätten, geltend zu machen, daß ihre Ansprüche vor allen anderen rangieren und demgemäß auf Einhaltung der Vertreter der Länder, die an der Volkabfindung und Vertheilungsbildung nicht interessiert seien, erwidert werden müßten. Dagegen wandten sich die Vertreter anderer Länder und auch Preußens, indem sie geltend machten, die ganze Entschädigungsfrage müsse insgesamt, unter Berücksichtigung der Finanzlage des Reiches und der Länder allgemein geregelt werden. Um zu einem praktischen Ergebnis zu kommen, habe Preußen vorgeschlagen, die Regelung der Vertheilungsfragen für den Losgang der Eisenbahn auf das Reich bis zu dem Zeitpunkt aufzuschieben, wo die Reichsbahn wieder unter die freie Verfügung der Reichsregierung komme. Das ist hiergegen Widerspruch erhoben habe, habe Preußen diesen Vorschlag nicht weiter verfolgt, sondern hat sich gegen vorgeschlagen, die Reichsregierung möge nach der Ausprägung auf die Konferenz einen Vorschlag ausarbeiten, der ihr im Hinblick auf die Reichsfinanzen erträglich erscheine. Ueber diesen Vorschlag sollte dann in einer demnächst einzuberufenden Konferenz der Länder erneut beraten werden. Für die Verhandlungen wurde Vertraulichkeit vereinbart, die von den Vertretern Bayerns durch ihre Erklärung vor Pressesprechern gebrochen sei.

Dies zwingt ihn, auf diese Erklärung öffentlich zu antworten. So sei behauptet worden, Preußen habe auf der Konferenz die allergrößten Schwierigkeiten gemacht, indem es neue Forderungen in die Ausprache gemindert habe. Wenn der bayerische Ministerpräsident weiter an die Konferenz erkläre, habe Bayerns habe etwas zu Gunsten des Reiches hingeben, Preußen habe etwas zum Nachteil des Reiches verloren, so könne er demgegenüber nur bemerken, daß Bayern zwar die Volk, die Preußen schon im Jahre 1867 ohne Entschädigung für die Vermögenswerte an das Reich abgetreten habe, zugunsten des Reiches hingeben und damit an dieses auch das Defizit abgetreten habe, das die Volk im bayerischen Teil zu verzeichnen habe, während Preußen wertvolle Vermögensobjekte wie Forsten, Domänen und Bergwerke, die ihm alljährlich erhebliche Beiträge abgeworfen hätten, zugunsten des Reiches verloren habe.

Auf die Bemerkung des bayerischen Ministerpräsidenten, Bayerns Gegner sei Preußen, könne er nur feststellen, daß diese Behauptung jeder tatsächlichen Grundlage entbehre, und sein Bedauern darüber auszusprechen, daß die preußeneindliche Stimmung, die in Bayern Tradition zu haben scheine, von den verantwortlichen Staatsmännern noch durch unrichtige Behauptungen genährt werde. Wenn der bayerische Finanzminister in der erwähnten Konferenz die Haltung Preußens eine Schamlosigkeit genannt habe, die im Staatsleben noch nie dagewesen sei, so könne er nur bemerken, daß ein dergleicher Verlebens im inneren deutschen Staatsleben noch nie dagewesen ist und im Interesse der Zusammenarbeit der Länder zum Besten des Reiches nicht Platz greifen sollte.

Jubiläumslagerung in Berlin.

Deutsche weltwirtschaftliche Gesellschaft.

Berlin, 3. Februar.

Die Deutsche weltwirtschaftliche Gesellschaft veranstaltete am Sonntag in Reichstag anläßlich des 15jährigen Bestehens der Gesellschaft ein Sonntagsprogramm.

Als Vertreter der Reichsregierung wohnten Reichsjustizminister Koch-Weser, für den Reichstag Präsident Lobe und Vizepräsident Fischer, die Chef der Feuerleitung und der Marine sowie zahlreiche Parlamentarier aller Parteien bei. Der Vorsitzende des Gellationsrat Reichsminister a. D. Dr. Koellig, begrüßte